

Erträge aus der bisherigen Arbeit der Forschungsstelle „Kirchliche Praxis in der DDR“ Perspektiven aus der Praktischen Theologie¹

Alexander Deeg
Leipzig, 3. Mai 2024

Es ist zweifellos völlig unmöglich, die intensive und überaus vielschichtige Arbeit der Forschungsstelle „Kirchliche Praxis in der DDR“ in wenigen Minuten aus praktisch-theologischer Perspektive zu ‚bewerten‘. Durch das unermüdliche Engagement der Leiterin Ilse Junkermann ist auch jenseits der großen Projekte unendlich viel angestoßen und vernetzt wurden. Dialoge wurden eröffnet, die in den kommenden Jahren weitergeführt werden; Menschen kamen zusammen, die bislang nicht voneinander wussten; Zeitzeug:innen und Forschende traten in intensiven Kontakt – und immer wieder leuchteten Impulse für die gegenwärtige Praxis der Kirche in verschiedensten Handlungsfeldern auf. Die folgenden drei Punkte sind daher nicht mehr als drei Spuren in einem weiten Feld.

1. Eine epistemologisch-enzyklopädische Einsicht

Die Überschrift klingt ambitionierter und komplexer als das, was ich dazu zu sagen habe. Ich blicke auf mein Fach, die Praktische Theologie, die – obwohl sie nun ziemlich genau 200 Jahre alt ist – noch immer das jüngste Kind im Haus der theologischen Fakultäten ist. Und wie es manchmal so ist mit den kleinen Geschwistern, sind sie irgendwie ganz großartig, aber in mancher Hinsicht auch nervig. Zweifellos war und ist die Praktische Theologie eine herausragend aktive, manchmal aber auch etwas übereifrige Disziplin: immer dran an den Entwicklungen und Herausforderungen der Zeit; unermüdlich am Nachdenken über Gegenwärtiges und am Entwickeln von Neuem. Und manchmal so nah dran an dem, was manche den ‚Geist der Zeit‘ nennen, andere die Großwetterlage, dass sie jede Distanz verlor – und sich dem Nationalen und Völkischen öffnete und teilweise tiefer im braunen Sumpf versank als manch andere akademische Disziplin. Sie wurde kurzsichtig und ihr Blick verengte sich.

Was der Praktischen Theologie schon immer gut getan hat, ist *historisch* in die Schule zu gehen, dadurch Distanz zu gewinnen zu dem, was gerade dran ist und ‚drängt‘, ganz im Sinne einer phänomenologischen *Epoche* Weitblick zu gewinnen, herauszukommen aus zu kurzschlüssigen Betrachtungen und dann nicht zuletzt auch zu erkennen, wie Vieles von dem, was wir als ‚neu‘ bezeichnen, schon längst da war; und was wir für ‚originell‘ halten, schon längst von anderen gedacht wurde. Kritische Distanz, Weitblick und Bescheidenheit – diese drei könnte mein Fach lernen, wenn der Blick öfter auch in die Geschichte gingen. Und vielleicht auch noch ein Viertes, das etwas paradox klingt: Innovation aus dem Blick zurück und neue Impulse für die Gegenwart.

Das war nun ein etwas langer Anlauf, um bei der Forschungsstelle „Kirchliche Praxis in der DDR“ zu landen, die alles dies ermöglicht hat in den vergangenen Jahren. Am Tag der Eröffnung der Forschungsstelle, am 19. Oktober 2019, hat Wolfgang Ratzmann einen programmatischen Begriff vorgegeben: Er sprach von „historisch informierter Praktische Theologie“. Und es zeigte sich, dass dieser Begriff epistemologisch nötig und gleichzeitig alles andere als einfach war und ist. Es war nie so gemeint, aber konnte so klingen, dass unsere Forschungsstelle zu naiven Kurzschlüssen einlädt und verleitet, zu allzu einfachen Epistemologien à la: „Kirche in der DDR war Kirche in der ‚Minderheit‘ – und das sind wir nun gesamtdeutsch wieder – also:

¹ Der folgende Beitrag gibt das Statement wieder, das ich im Kontext der Auswertungstagung der Forschungsstelle „Kirchliche Praxis in der DDR“ gehalten habe. Es weicht nur geringfügig von dem mündlichen Vortrag ab.

blicken wir auf das, was damals war, und übertragen das auf die Gegenwart!“ Zurecht wehrt Kirchengeschichte, kirchliche Zeitgeschichte solche Arten von applikativen Kurzschlüssen ab. Und so einfach war ein praktisch-theologisches Lernen selbstverständlich nie gedacht und konzipiert.

Es ist immer komplex, wenn Geschichte wahrgenommen wird – und das gilt in besonderer Weise für eine Geschichte, deren Protagonist:innen teilweise noch leben, teilweise noch in der Erinnerung von Zeitzeug:innen überaus lebendig sind; für eine Geschichte, die in dieser Hinsicht noch ‚heiß‘ ist und bei deren Wahrnehmung man sich verbrennen kann; eine Geschichte, die mit Interessen erzählt wird – aber auch aus Ignoranz oder Arroganz ausgeblendet und nicht wahrgenommen wird.

Es ist mir noch einmal und neu deutlich geworden in den vergangenen viereinhalb Jahren der Forschungsstelle, wie viele Geschichten und Wahrnehmungen von Menschen aus den Kirchen der DDR bislang unerzählt geblieben sind und welche Verletzungen das mit sich gebracht hat und bis heute mit sich bringt. In besonderer Weise geht es daher auch um die Arbeit an einer Kultur der Erinnerung – und es geht für die Kirchen immer noch um die Aufgabe der ‚Aufarbeitung‘ der Geschichte.

Ich weiß, dass es weder methodisch noch finanziell einfach ist, aber ich bin im Blick auf die Forschung überzeugt, dass wir *jetzt* Interviews mit Zeitzeug:innen führen und sichern und für die weitere Forschung, aber auch für die kirchliche Praxis zur Verfügung stellen müssen, weil uns sonst viel zu viel für immer verloren geht. Wir können es uns nicht leisten, die Erfahrungen von Menschen in den Kirchen der DDR nicht zu hören und mit hineinzunehmen in die Art und Weise, wie wir gemeinsam die Zukunft der Kirchen in einer sich dramatisch verändernden Gesellschaft gestalten.

Das war er schon, der etwas komplex enzyklopädisch-epistemologisch genannte erste Punkt, bei dem es mir um das Miteinander von historischer und praktischer Theologie, von Kirchlicher Zeitgeschichte und Praktischer Theologie geht – und ich hoffe, dass die Impulse aus unserer Forschungsstelle weitergehen werden.

2. Differenzierungen

Die 2019 etablierte Forschungsstelle trägt den Namen „Kirchliche Praxis in der DDR“ – aber natürlich war uns von Beginn an klar, dass der doppelte Singular so zu verstehen ist, dass hier generalisiert, nicht aber singularisiert wird. Es gibt sie natürlich nicht: *die* kirchliche Praxis in *der* DDR. Es gibt eine große Vielfalt, die zusammenhängt mit ...

- Personen und dem, was sie theologisch, politisch, gesellschaftlich und privat geprägt hat; dazu gehören die großen Namen, die wir kennen und die mir auch schon vor der Arbeit der Forschungsstelle eingefallen wären – wie Johannes Hempel und Werner Krusche, Dietrich Mendt und Heino Falcke –, aber auch die jüngere Generation, die in den vergangenen Jahren vielfach mitgearbeitet hat bei unserer Forschungsstelle und ihre Kenntnisse und Einschätzungen beigetragen hat zu dem, was wir hier tun (Wolfgang Ratzmann erkannte ebenfalls bereits bei der Eröffnung unserer Forschungsstelle die Gefahren der Autohagiographie einerseits und der ebenso bescheidenen wie durchaus auch problematischen Selbstmarginalisierung andererseits). Dazu kamen viele Namen, die ich vorher nicht kannte – nicht wenige Frauen, u.a. Menschen aus dem Lückendorfer Arbeitskreis, mit dem ich die Freude hatte, mich näher zu beschäftigen; ich erwähne nur exemplarisch und für viele andere: Ingrid Singer. Es gibt die vielen unterschiedlichen Personen und ihre jeweiligen Einsichten und Praktiken, die das Feld pluralisieren. Es gibt daneben ...

- die Vielfalt der Regionen und deren spezifischen Prägungen und Herausforderungen; und:

- der Traditionen, die in unterschiedlichen Kontexten unterschiedlich stark waren, etwa die konfessionellen Traditionen, aber auch der Einfluss durch Frömmigkeiten und Prägungen. Da erscheinen dann selbst Landeskirchen schon wieder als deutlich zu große Einheiten ...

- Und nicht zuletzt: die völlig unterschiedlichen Zeiten in der DDR mit ihren jeweils unterschiedlichen politischen und gesellschaftlichen Herausforderungen (etwa im Vergleich der 1950er Jahre mit den 1970er Jahren – bis hin zum Staatskirchengespräch 1978).

Manchmal wurde ich auf unsere Forschungsstelle angesprochen und gefragt: „Und, gibt es denn nun die kirchliche Praxis in der DDR? Und was lernen wir von ihr?“ – und dann konnte ich immer nur differenzierend antworten: Wenn wir von „kirchlicher Praxis in der DDR“ reden, gilt es kontextsensibel wahrzunehmen und immer den Plural mitzuhören: Es geht um *kirchliche Praktiken in unterschiedlichen* zeitlichen, regionalen, personellen Kontexten der DDR (und um die Vernetzung mit anderen ökumenischen Kontexten). Und faktisch geht es immer auch um die Transformationsgeschichte nach 1989, sodass die Frage, wo genau ein Einschnitt zu setzen wäre für Forschungen in diesem Feld nicht leicht zu beantworten ist.

3. Drei exemplarische inhaltliche Perspektiven

Exemplarisch deute ich drei inhaltliche Perspektiven an, die mir als Felder eines historisch informierten praktisch-theologischen Lernens besonders bedeutsam erscheinen.

3.1 Von Kirche reden – Kirche denken

In einer Gruppe von Interessierten haben wir einige theologische Texte aus der DDR zum Verständnis der Kirche gemeinsam gelesen. Dabei wurde mir deutlich, dass es heute in der Praktischen Theologie sehr deutlich um „Kirchentheorie“ geht und sich die Frage immer wieder stellt, wie diese „Kirchentheorie“ in theologischer Perspektive bestimmt und formatiert wird. Der primäre Zugriff gegenwärtig ist nicht selten ein soziologischer; es geht um die Frage nach dem Verhältnis von Institution, Organisation, Bewegung; es geht um Fragen der Steuerung; es geht um kirchliche und außerkirchliche Milieus und immer wieder um die Statistiken des Niedergangs und die Frage, inwiefern Säkularisierung und/oder Individualisierung dafür verantwortlich sind. Nochmals: Es geht gegenwärtig um eine Kirchentheorie in theologischer Perspektive. Bei den theologischen Texten aus der DDR, die wir lasen, war die Richtung umgekehrt: Es ging viel stärker um eine Ekklesiologie in praktischer Perspektive; zunächst also um die Klärung der theologischen Grundfrage, was denn nun eigentlich die Kirche ist oder sein sollte – und dann um die Frage, was dies nun für ihre Praxis genau bedeuten könnte. Es ging um theologische Leitbilder, die biblisch und theologiegeschichtlich verortet wurden; es ging um ökumenische Denkbewegungen zur Kirche – etwa zur *Missio Dei*, die aufgegriffen und weitergeführt wurden.

Freilich: Dies ist sicher kein spezifisches ‚DDR-Phänomen‘, sondern Ausdruck einer bestimmten Formatierung deutschsprachiger Theologie, wie sie sich vor ca. 50 oder 60 Jahren zeigte und auch im Westen begegnete. Aber dennoch erscheint mir das Wechselspiel von biblisch-theologischer Orientierung und praktisch-theologischer Konkretisierung bleibend herausfordernd. Es war bei den meisten Texten, die ich las, keine rein deduktive Bewegung – als könnte man biblisch und theologisch sachgemäß bestimmen, was

Kirche ist und das dann einfach nur applikativ anwenden auf die Gegenwart. Es war vielmehr eine Denkbewegung, die mit Charles S. Peirce als Abduktion beschrieben werden könnte: ein mutiges und klares Zugreifen auf eine theologische Position bzw. einen theologischen Leitbegriff und die Klärung, inwiefern dieser einerseits denkmöglich und andererseits praktisch brauchbar ist.

Ich zitiere exemplarisch aus einem Text, den ich gerne gelesen und als herausfordernd und weiterführend empfunden habe: Dietrich Mendts „Christsein – Bereitschaft zur Diaspora“, veröffentlicht 1982. Mendt schreibt: „Eine Diasporagemeinde ist eine Gemeinde, die es als ihre ständige Aufgabe ansieht, das Evangelium *allen* Menschen zu verkündigen. Insofern ist sie eine Gemeinde, die, indem sie bekennt, ständig stirbt, um zu leben (Joh 12,24).“ Für sein Plädoyer gegen eine Minderheitenkirche, die den Rückzug antritt, die Mauern hochzieht und sich dahinter einrichtet, greift Dietrich Mendt auf große Metaphern und theologische Denkfiguren zurück: nicht weniger als das sterbende und gerade so Leben hervorbringende Weizenkorn ist im Blick. Auf diesem Hintergrund entwickelt er dann eine Praxis des *Übersetzens*, die mir in ihrer theologischen Differenziertheit und soziologischen Offenheit bis heute anregend für jede „Kommunikation des Evangeliums“ (oder wie immer wir das Ensemble kirchlicher Praktiken bezeichnen wollen) erscheint.

Es kann, dies sei erneut betont, nicht darum gehen, heute diese Denkbewegungen ohne Kontextreflexion zu wiederholen und so zu tun, als seien sie noch genauso möglich. Aber es sollte darum gehen, sie in unserem Kontext neu nachzuvollziehen und von der theologischen Abduktion als epistemologische Grundhaltung zu lernen. Im Blick auf den Begriff der Diaspora ist dies m.E. in den vergangenen Jahren – vor allem im Kontext der GEKE (Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa) – herausragend gut gelungen.

Ich hätte Lust, auch andere Begriffe neu zu durchdenken, die mir bei der Lektüre begegneten – etwa den einer *ecclesia pressa*, den Johannes Hamel in einem Beitrag mit dem Titel „Der Weg der Kirche inmitten des ‚Abfalls‘“ einführt (1958); das eschatologische Symbol des „Gerichts“ über die Kirche, das in nicht wenigen Texten der 1950er begegnet; der Begriff der „Minderheit“, den etwa Dietrich Mendt dem Begriff „Diaspora“ gegenüberstellt – u.v.a.

3.2 Mitarbeitende in der Kirche

Eines der heißen Eisen unserer gegenwärtigen Diskussion ist die Frage nach Mitarbeitenden in der Kirche, die wir vor dem Hintergrund unserer Niedergangstatistiken stellen. Wen kann sich die Kirche eigentlich noch leisten, bevor das gesamte System kollabiert? Vorsichtiger gefragt: Wen brauchen wir und wie ausgebildet sollten Mitarbeitende sein in Zeiten der Transformation?

Gegenwärtig ist der Druck auf theologische Ausbildung groß; Pfarrer:innen fehlen – und die Frage, die aus Kirchen lauter oder leiser zu hören ist: Sind die philologisch und historisch gut ausgebildeten Theolog:innen, die aus den Universitäten kommen, genau die Menschen, die das mitbringen, was unsere sich wandelnde Kirche braucht? Und was ist eigentlich mit den anderen, die mit anderen Qualifikationen in der Kirche arbeiten? Klassisch: den Pädagog:innen und Musiker:innen? Und wie verhalten sich diese Haupt- zu den Neben- und Ehrenamtlichen?

Manchmal erlebe ich in diesen Diskussionen eine Menge Beharrungskräfte – und natürlich argumentiere auch ich als Mensch, der das theologische Studium an einer Universität liebt und schätzt für den Erhalt von genau dem, was ich selbst gut fand und finde. Aber gerade dann tut es gut, Texte aus den Kirchen der DDR zu lesen – und diese mit unseren Kontexten neu ins Spiel zu bringen. Frau Junkermann und ich haben das bereits 2020 getan, als wir das „Arbeitspapier über die Konzeption für die Ausbildung kirchlicher Mitarbeiter im Gemeindedienst zur Vorbereitung der Synode des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR im

September 1975“ in der Zeitschrift „Pastoraltheologie“ neu abgedruckt haben – ein Papier, das von einer m.E. herausragend gelungenen Situationsanalyse über eine theologische und historische Verortung zu einer Bestimmung von gegenwärtigen Aufgaben in den Gemeinden und über die Gemeinden hinaus gelangt und – ziemlich radikale – Vorschläge zu einer Reform der Berufe (in der Verkündigung, der Diakonie und der Musik) und einer entsprechenden Ausbildungsreform macht.

Ich denke, wir können nur zum Schaden für unsere Kirche und ihre gegenwärtige Entwicklung, aber auch für unsere Praktische Theologie *nicht* wahrnehmen, was damals bereits gedacht wurde. Aber – ich will auch das sagen: Es gab meiner Wahrnehmung nach keinerlei Resonanz auf die Veröffentlichung dieses Textes. Ich habe niemanden gehört, der sich bei mir dafür bedankt hätte; ich habe bislang nicht erlebt, dass dieser Text neu zitiert wurde. Vielleicht – um das mal kulturpessimistisch zu sagen – weil ohnehin nicht mehr gelesen und gedacht, sondern vor allem aktionistisch gehandelt wird. Vielleicht aber auch, weil sich bleibend die Aufgabe stellt, *wie* solche Texte in gegenwärtige Argumentationen eingespielt werden können (ohne sie als Kuriosum aus vergangener Zeit exotistisch vorzustellen; ohne sie aber auch als Lösung unserer gegenwärtiger Probleme kurzschlüssig und naiv verwenden zu wollen). Es sei nur erwähnt: auch über das Pfarramt wurde in der DDR viel Kluges und Weiterführendes gedacht, konservativer oder progressiver, was wir gegenwärtig auf jeden Fall einmal wieder lesen sollten.

3.3 Politische Praxis und kirchliche Praxis

Den letzten inhaltlichen Punkt deute nur an: Kirche in der DDR konnte vielfältig erlebt werden – als *Freiraum* gegenüber einer herrschenden totalitären Ideologie, in dem Vieles möglich wurde und der für viele einladend wurde, die der Enge entfliehen wollten (ein Freiraum übrigens, der gerade durch eine gewisse Institutionalität der Kirche ermöglicht wurde); als *Gegenraum*, in dem bewusst Anderes gehört werden konnte und andere Logiken galten; aber auch als mehr oder weniger *kritischer Mitspieler* im gesellschaftlich-politischen Feld.

Die Kontexte sind völlig andere – für eine Kirche in der Demokratie und eine Kirche in der Diktatur. Aber mir wurde und wird gerade in diesem Jahr 2024 deutlich, dass der Dialog auch an diesem Punkt gesucht werden sollte und dass wir hier als Praktische Theolog:innen und Kirchentheoretiker:innen und Kirchenpraktiker:innen in einen Dialog treten müssten. Wir leben nicht in einem repressiven System, wir haben alle Freiheiten – und sollten das immer wieder auch einmal betonen; die Rede- und Meinungsfreiheit ist in keiner Weise eingeschränkt; gerade deshalb aber gilt es diese Freiheiten zu nutzen, um sich breit machenden Logiken entgegenzuarbeiten, um Diskursverschiebungen nicht länger mitzumachen, um diese Freiheiten auch künftig zu erhalten.

4. Ausblick

In vieler Hinsicht hat die Arbeit der Forschungsstelle „Kirchliche Praxis in der DDR“, so ist mein Eindruck, gerade erst begonnen. Wir setzen mit dieser Tagung keinen Punkt, sondern ein Ausrufezeichen hinter das Erarbeitete und Erreichte und einen Doppelpunkt für die Weiterarbeit, die nun vor uns liegt.